

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 71 (1991)  
**Heft:** 6  
  
**Rubrik:** Blickpunkte

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 08.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Befragte öffentliche Meinung — verunsichert und ratlos

Die «vox populi» spielt bekanntlich in der schweizerischen Referendumsdemokratie eine gewichtigere politische Rolle als in den europäischen Staaten, die wir als mögliche Integrationspartner vermehrt vergleichend zu betrachten beginnen. — Das bereitet uns im Prozess der Annäherung an dieses Europa Mühe, weil wir die Preisgabe eines Teils der direkten Mitsprache befürchten. Und es schafft vor allem Probleme für alle, die an der Verhandlungsfond wirken. Denn mit dem Vorbehalt der Ratifizierung durch eine Volksabstimmung wird der *Handlungsspielraum* des Bundesrates sachlich und psychologisch stark eingeschränkt.

Das vorsichtige Agieren unserer Unterhändler in den EWR-Verhandlungen lässt sich damit wohl besser erklären als allein mit den sachlichen Vorbehalten und Differenzen, die noch zu klären sind. Weniger verständlich ist hingegen die auffällige Scheu der Landesregierung, sich innenpolitisch *offen zu artikulieren*. Die Hoffnung, mit einem günstigen Verhandlungsergebnis in der Hand könne man sich zu gegebener Zeit einige unangenehme Auseinandersetzungen ersparen, hat sich inzwischen als Illusion erwiesen. Der anfängliche Zweckoptimismus ist von einer schmerzhaften Ernüchterung abgelöst worden. Die Öffentlichkeit hat diese Entwicklung kaum nachvollziehen können, weil man sich allzusehr hinter der Notwendigkeit vertraulichen Handelns verschanzt hatte.

Die öffentliche Meinung schläft deswegen nicht. Die Medien erfüllen ihre

Aufgabe, sie breiten die erhältlichen Informationen aus und interpretieren sie. Sie füllen das Vakuum der Meinungsbildung, teilweise sogar ungewöhnlicherweise mit der Lancierung und publizistischen Unterstützung einer Volksinitiative zugunsten der Option eines EG-Beitritts, was wiederum verantwortliche Europapolitiker verärgert haben soll.

Das Ergebnis aller dieser Bemühungen und Unterlassungen lässt sich in Umfragen, die längst zum Arsenal der Meinungsbildung gehören, eruieren. Es spiegelt — wen wundert — einen Zustand der verbreiteten *Verunsicherung und Ratlosigkeit*. In der jüngsten Umfrage werden zwar sowohl ein EWR- wie ein allfälliger EG-Beitritt gleichermassen eher befürwortet als abgelehnt, aber Mehrheiten sind nicht in Sicht. Zu befürchten ist, dass solche «Erkenntnisse» nicht ohne Einfluss auf die politischen Strategien der Regierung und der Parteien bleiben, dass Zaudern und Zögern weiterhin die Politik bestimmen, weil klare Festlegungen, zumal im Wahljahr, mehr Schaden als Nutzen bringen könnten.

Meinungsumfragen sind jedoch keine verlässlichen Gradmesser. Nicht etwa weil ihre Resultate «falsch» wären, wie Skeptiker gelegentlich noch immer argwöhnen. Als *Momentaufnahmen von Stimmungslagen* sind sie ernst zu nehmen. Dafür gibt es stichhaltige Belege, etwa die Untersuchungsreihe vor der Armeeabschaffungsabstimmung, deren fataler Trend einer abbröckelnden Akzeptanz übrigens

durch eine neueste Umfrage bestätigt wurde. Die Problematik der Meinungsforschung liegt vielmehr in den zwangsläufig eindimensionalen Fragestellungen, die zu entsprechenden Antworten führen müssen. Denn kaum je ist es möglich, die Fragen nach den Präferenzen vor dem Hintergrund der Konsequenzen und der Kosten zu behandeln, da dies einen bereits erfolgten Informations- und Meinungsbildungsprozess voraussetzte. Letztlich wird nicht einfach über einen Beitritt zum EWR oder zur EG oder einen Alleingang zu entscheiden sein, sondern darüber, welchen *Preis* man dafür zu bezahlen hat.

So wäre zu fragen, wenn nicht nur spontane Meinungen gesammelt, sondern ein Beitrag zu einer entscheidungsorientierten Meinungsbildung geleistet würde. Das bedingt, dass Fragen dieser Art frühzeitig in die Diskussion eingebracht und Antworten vermittelt wer-

den. Die in der Europa-Umfrage sich manifestierende Unsicherheit rührt nicht zuletzt daher, dass es an einer aktiven, *geführten* Informationspolitik weitgehend fehlt. Niemandem würde dadurch die Entscheidungsfreiheit genommen. Aber es würde transparenter, welche Folgen der eine oder andere Entscheid — oder Nichtentscheid — hätte. Und nicht zuletzt könnten bessere Entscheidungsgrundlagen uns davor bewahren, dass Meinungsumfragen zu blossen Wunschkonzerten degenerieren, bei welchen selbst die besten Plätze scheinbar gratis zu haben sind. Die öffentliche Meinung ist *kein* Orakel; sie kann ihre Funktion in der direkten Demokratie nur richtig erfüllen, wenn sie frühzeitig und dauernd mit Informationen gefüttert wird, die erlauben, auf intelligente Fragen vernünftige Antworten zu geben.

Ulrich Pfister

## Stiefkind Kartellkommission

Einst hatte sich der Volkswirtschaftsminister als wettbewerbspolitisch bzw. marktwirtschaftlicher Avantgardist in Positur geworfen: bei den Untersuchungen der Kartellkommission über die Sachversicherer und die Banken stellte er sich auf die Seite der Wettbewerbsbehörde — und setzte damit ein Zeichen. Dabei ist es allerdings geblieben. Der Eindruck, dass der Bundesrat die Kartellkommission als eine eher «lästige» Einrichtung empfindet, dass sie und die von ihr zu erfüllende Aufgabe nicht zu den bundesrätlichen Favoriten zu zählen sind, kann daran

abgelesen werden, dass er sich mehr als schwertut, die in dieser Kommission seit mehr als zwei Jahren existierenden Vakanzen zu besetzen. Im Hintergrund dieser Entscheidungsblockade steht offenbar ein Konflikt zwischen dem Volkswirtschaftsminister und dem Finanzminister über die Persönlichkeiten, die in die Kartellkommission gewählt werden sollen, also, im Klartext, ein *Konkordanzkonflikt*.

Konkordanz als Teil der föderativen Struktur der Schweiz, die als praktisch-politisches Instrument zur Lösung von Minderheitenproblemen zu verstehen

ist, in Ehren. Nur sollte sie nicht überstrapaziert und auf die Ebene von Fachgremien, die in erster Linie auf *sachliche Kompetenz* angewiesen sind, heruntergezogen werden. Hier macht sie keinen Sinn mehr. Vielmehr degeneriert sie zum rein parteipolitischen Pokerspiel. Damit wird sie gleichzeitig zum Ausdruck der schon verschiedentlich in anderem Zusammenhang beklagten *Führungsschwäche des Bundesrates*, der es nicht einmal mehr zustande bringt, eine der wichtigsten Wirtschaftskommissionen des Landes personell aktionsfähig zu halten. Die Kapazität der Kartellkommission als Milizbehörde ist schon unter der Bedingung der «Vollbesetzung» nicht über alle Zweifel erhaben. Wenn ihr die Flügel noch dadurch gestutzt werden, dass man sie auf dem Minimalbestand schmoren lässt, werden ihre Aktionsmöglichkeiten nochmals reduziert. Ist das vielleicht gar der Zweck der Übung?

Seit dem Zusammenbruch der sozialistischen Systeme in Mittel- und Osteuropa steht die Marktwirtschaft weltweit im Aufwind. Auch die Schweiz unterstützt in diesen Ländern die Anstrengungen, marktwirtschaftliches

Know-how in ihre geistigen Infrastrukturen zu implantieren. Und im eigenen Lande? Der Wille, auch wettbewerbspolitisch europafähig zu werden, scheint eher schwach ausgebildet. Man wird wohl kaum behaupten wollen, die Kartellkommission habe sich mit dem neuen Kartellgesetz zu einer Institution gewandelt, die wettbewerbspolitischen Fundamentalismus nachjage. Aber sie erfüllt in der marktwirtschaftlichen Funktionalität eine *zentrale Aufgabe*, die nicht mit leichter Hand diskreditiert werden sollte, weil sonst die wirtschaftspolitische bzw. die ordnungspolitische Qualität zu leiden beginnt und damit die Marktwirtschaft an Glaubwürdigkeit einbüsst. Die Ursachen von interventionistischen Eingriffen lassen sich oft auf ein nicht ordnungskonformes Verhalten zurückführen. Der Preisüberwacher beispielsweise verdankt seine Existenz einem wenig erheblichen Gerangel um die Wettbewerbspolitik während der Revision des Kartellgesetzes. Intervention beginnt mit dem *Verstoss* gegen die marktwirtschaftlichen Spielregeln. Darauf hat schon Eucken mit einiger Deutlichkeit hingewiesen. Und daran sollten sich die Bremser erinnern.

Willy Linder

## Monolith

*Die Zürcher Junifestwochen 1991*

Die diesjährigen Zürcher Junifestwochen sind zwei Extremisten der modernen Literatur und Musik gewidmet, *James Joyce* und *John Cage*. Der 1882 in Dublin geborene Joyce, dem jede Kernidee für eine Kurzgeschichte ungewollt zum labyrinthhaften, nach

allen Seiten ins Universale ausschlagenden Erzählkomplex geriet und der schliesslich mit seinem 1922 erschienenen umfangreichen Schlüsselroman «*Ulysses*» die moderne Literatur auf einen neuen Boden stellte, lebte und schrieb während des Ersten Weltkrie-

ges in Zürich. Auf dem Friedhof Fluntern wurde er 1941, nachdem er während seines zweiten Zürcher Aufenthalts einer Darmoperation erlegen war, auch beigesetzt. Das städtische Ehrengrabmal aus Bronze zeigt den irischen Avantgardisten als debattierenden Denker mit dem für ihn charakteristischen, scharf durchdringenden Blick. Jährlich halten hier Joyce-Anhänger aus aller Welt mit dem Verstorbenen Zwiesprache, — sein Werk präsentiert sich nach wie vor schwer zugänglich wie ein Faradaykäfig und revolutionär zugleich.

Dank der 1985 von der Schweizerischen Bankgesellschaft gegründeten James-Joyce-Stiftung ist Zürich zu einem wichtigen Zentrum der Joyce-Forschung avanciert, was ein kürzlich erschienener ganzseitiger Artikel in der *«New York Times»* bestätigte. Der 50. Todestag des Dichters war denn auch der unmittelbare Anlass für die Zürcher Kulturwochen, die mit rund 40 verschiedenen Veranstaltungen aufwarten, darunter mit einer Tramfahrt, während der dem Fahrlustigen zwischen Zürichsee und Hauptbahnhof aus der Sprachfabrik von Joyce vorgelesen wird. Denn nicht selten treibt der Dichter sein schillerndes Spiel auch mit Zürcher Bräuchen und Begriffen wie dem *«Sechseläuten»* oder dem Mundartausdruck *«Cheib»*.

Heute reizt Joyce die Künstlerschaft zur Regie. Auf der Bühne wie im Museum. Kein Joyce-Stoff, der nicht für die Bühne bearbeitet worden wäre. Andererseits war dem einzigen Joyce-Drama, den *«Verbannten»*, welche das Schauspielhaus neu inszenieren wird, nie ein grosser Erfolg beschieden. Dass die stark von phonetischen Eindrücken bestimmte Literatur des Iren Performance-Charakter hat, zeigen unter

anderem die Ausstellung *«Allspace in a Notshall»* im Museum Strauhof, in welcher der Besucher am Computer einzelne Textpassagen des Dichters spielerisch kennenlernen kann, sowie eine Helmhaus-Ausstellung des Basler Künstlers Hannes Vogel, der eine Analyse der Farb-Schilderung bei Joyce vornimmt und mit einer eigenen Photoarbeit kommentiert.

Während der Jesuitenschüler James Joyce anfangs des Jahrhunderts die von Freud aufgedeckte Bedeutung des Unbewussten und der freien Einfälle für die Literatur fruchtbar machte, stiess der 1902 in Los Angeles als Sohn eines Ingenieurs und Erfinders geborene John Cage mit einer neu entwickelten Form von Aleatorik zu seinem eigenen Universum der Geräusche und Schwingungen vor. Eine Cage-Partitur liest sich wie ein gepflegtes, hieroglyphes Zeichenkunstwerk, das man gerne an der eigenen Wand hängen sähe. Dabei handelt es sich um das kodierte Extrakt eines radikalen, zeit seines Lebens eigensinnig der Musik verpflichteten Klangforschers und Environment-Künstlers, der Steine zum Singen bringt und für sich den Begriff der Musik um die Nichtmusik, das Schweigen, erweitert hat.

Die Katharsis hatte dabei im Schaffen des Schönberg-Schülers schon früh eine zentrale Stellung eingenommen: Musik als Mittel zur Entrümpelung unseres Bewusstseins. Wichtige Schriften des Zen-Buddhismus hatten ihn inspiriert. Cage betont aber, dass er nie meditiert hat und noch heute nicht mit gekreuzten Beinen am Boden, sondern auf einem Stuhl und an einem Tisch sitzt und arbeitet: *«Vor dem Komponieren giesse ich nur meine Pflanzen. Es sind zweihundert.»*

Anklang fanden Cages Kompositio-



nen in seiner Frühphase vor allem beim amerikanischen Tanzerneuerer Merce Cunningham, mit dessen Company er lange zusammengearbeitet hat und die im Auftrag der Zürcher Präsidialabteilung eine Neuinszenierung vorstellen wird. Mit dem amerikanischen Künstler Robert Rauschenberg, der bei Jamileh Weber ausstellt, verbindet ihn die Historie: 1952 haben sie am Black Mountain College gemeinsam das erste multimediale Happening der Kunstgeschichte mitgeprägt.

Cage bezeichnet seine ganz vom Zufallsprinzip diktierte Musik als «*erdbebensicher*». Chaosforscher mögen sich so vom Schreibtisch aus mit seinen Theorien vergnügen, der Besucher dagegen wird aufgefordert, mit ins Versuchslabor zu steigen, zu erfahren, statt zu konsumieren. Jeder Cage-Abend verläuft bei gleicher Partitur nämlich definitionsgemäss anders. Zu überprüfen etwa im Zürcher Opernhaus in der 1987 in Frankfurt uraufgeführten Oper «*Europas 1+2*», in der Sänger und Musiker zwar koexistieren, aber nicht im Gleichtakt musizieren. Jeder Sänger singt diejenige Arie aus dem Opernfundus, die er gerade singen will. Die Auftrittszeit wird von einem Computer bestimmt. Dirigenten gibt es keinen.

Am Wirken des 79jährigen Tonrevolutionärs, dessen Stellenwert in der Schweiz bereits 1962 die Basler Musikmäzenin Antoinette Vischer erkannt hatte, fällt auf, dass er mit seinem auf allen Ebenen kategoriensprengenden

Forschungslauf keine Machtposition anzustreben scheint. Der Experimentator verweigert sich in dem Masse der Lehre, wie sich das Experiment letztlich dem Buchstaben verweigert. Cage ist praxisorientiert. Er schreibt nicht fürs Archiv, sondern für die Bühne, für die Konzertsäle, für das Studio, die feuchte Wiese eines Festivals und ziert sich nicht, für eine Uraufführung seiner Klaviersonate nach einem kleinen geographischen Punkt namens Wetzikon zu reisen, wie letztes Jahr geschehen. Deshalb wird er im Juni in Zürich wo immer möglich mitexperimentieren. Wer will, der kann im Zürcher Kunsthhaus zudem sein graphisches Werk begutachten.

Was Cages Verwandtschaft mit Joyce angeht, so gründet sie in der Passion, Klangphänomene zu studieren. Ganz evident wurde sie, als Cage 1987 «*Finnegans Wake*», das späte Meisterwerk des Iren, kompositorisch in das Radiostück «*Roaratorio, an Irish Circus on Finnegans Wake*» umsetzte, indem er die mehreren tausend verschiedenen Geräusche, die er im Werk von Joyce vorfand oder mit dem Mikrophon an im Buch vermerkten Orten aufnehmen konnte, geballt durch den Äther schickte.

Anne Reich

Das vollständige Programm der «Zürcher Junifestwochen» kann bei der Zürcher Präsidialabteilung unter der Nummer 01/216 31 11 angefordert werden.